Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 106. Montag, 18. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie anders heute! Wunderbar frisch und munter wachte sie auf, reckte sich, dehnte sich. Sprang aus dem Bette und machte, noch im Pyjama, ein paar Freiübungen, stürzte sich mit dem Gesicht in das kaltklare Wasser des großen Beckens und sprudelte sich nach Herzenslust ab.

Vor dem Spiegel stehend und ihr reiches, blondes Haar mit Kamm und Bürste bearbeitend, mußte sie plötzlich auflachen.

Eigentlich ein kurioser Gedanke, Geburtstag zu haben, von dem niemand aus ihrer Umgebung etwas wußte!

Und wieder auch schade . . . wie hübsch wäre es, diesen Tag ein bißchen mit netten Menschen feiern zu können. Aber sie beschloß, zu schweigen — Reinhold Buchenau bekam es sonst vielleicht sogar fertig, sich in Unkosten zu stürzen! Immerhin . . . was er ihr wohl geschenkt hätte, wenn er es wüßte?

Sie war fertig angekleidet und schickte sich an, das Apeltsche Wohnzimmer zu betreten, in dem man gemeinsam stets den Morgenkaffee einzunehmen pflegte. Öffnete die Tür und blieb wie gebannt auf der Stelle stehen.

Was war denn das?

Sie sah einen wirklich geburtstäglich geschmückten Tisch, in der Mitte ein großer bunter Strauß Blumen, davor ein schmaler, flacher Karton, in dem unter Seidenpapier verhüllt etwas lag, das sie noch nicht erkennen konnte — und daneben ein breiter grauer Pelzkragen.

Und schon trat Reinhold Buchenau lächelnd auf sie zu und sagte:

„Fräulein Helga, gestatten Sie, daß ich als erster Ihnen zu dem heutigen Tage meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche! Möge das neue Lebensjahr nur Gutes und alles das bringen, was Sie sich selbst wünschen!"

Die mollige Gestalt Frau Apelts drängte hinter ihm heran und faßte Helgas linke Hand, ebenfalls herzliche Glückwünsche anbringend. Herr Apelt, in der Uniform des Untergrundbahnbeamten, machte in seiner ruhigen, sicheren Weise den Schluß.

Helga stand ganz überrascht und konnte kaum einen Dank stammeln.

„Ja, aber woher wissen Sie denn, daß . . ."

„. . . daß Sie Geburtstag haben? unterbrach sie Buchenau lachend. „Aber, Fräulein Helga, wozu hat denn unsere liebe Frau Apelt Ihre polizeiliche Anmeldung, auf der er ja groß und deutlich verzeichnet steht!"

Sie sah ihn an, und in ihren Augen war ein warmes Leuchten.

„Das — das freut mich wirklich! Ich hatte ja gar nicht damit gerechnet! Und ich danke Ihnen allen von Herzen! Und diese schönen Blumen, sind für mich?"

„Natürlich!" meinte Herr Apelt. „Und hier haben meine Frau und ich uns erlaubt, Ihnen eine kleine Gabe auf den Geburtstagstisch zu legen . . . nicht viel, aber herzlich! Damit die Patscherln jetzt im Winter nicht so frieren!"

Damit überreichte er ihr den schmalen Karton, in dem sie ein Paar inwendig weich gefütterte Glacés fand. Ihre Freude darüber war wirklich ehrlich.

„Und ich habe mir gestattet, da unsere freundlichen Wirtsleute für die „Patscherln" sorgten, ebenfalls etwas zur Hebung des Wohlgefühls bei kaltem Wetter beizutragen!"

Reinhold trat an sie heran und legte ihr mit einem glücklichen Lächeln den weichen Pelzkragen um den Nacken.

Helga griff impulsiv nach seinen Händen und drückte sie innig.

„Mein Gott, Sie beschämen mich mit so viel Gutem . . . ich weiß gar nicht, was ich — wie ich Ihnen dafür danken soll! Und dieser Pelz — das ist doch —"

„Kein Chinchilla!" lachte er. „Vielleicht nur Katze oder Kaninchen — aber warm wird er halten, und das ist ja die Hauptsache!"

Helgas Herz war voll Dankbarkeit. Ihr war, als habe Buchenau ihre geheimsten Wünsche erraten. Wie oft hatte sie an ihre dicken warmen Pelze daheim gedacht in diesen kalten Tagen! Der Mantel, den sie sich vor kurzem gekauft hatte, hielt zwar im allgemeinen warm, aber „oben herum" hatte er doch merkwürdig kahl ausgesehen. Wenn sie nun auf den Kragen den Pelz nähte . . . Herrgott, wie mollig das sein würde!

Noch immer hatte sie sich nicht beruhigt. War ganz aufgeregt von der unerwarteten Überraschung und fand sie doch so wunder-wunderschön, wie nie etwas vorher. Was waren alle Geburtstagsfeiern früher dagegen!

An den weißgedeckten Tisch tretend, bemerkte sie hinter dem großen Blumenstrauß einen riesigen gelbknusperigen Napfkuchen, den Frau Apelt eigenhändig ihr zu Ehren gebacken hatte.

Dann saßen die vier Menschen um den Tisch. Helga bekam heute eine andere Kaffeetasse als sonst, eine, die in Goldschrift „Dem guten Kinde" gewidmet war.

Sie war glücklich. Plauderte in einem fort, bald mit Reinhold Buchenau, bald mit dem Ehepaar, immer mit dem klingenden Frohgefühl im Ton der Stimme, immer mit dem heiteren, fast seligen Leuchten in den Augen.

Am liebsten hätte sie diese drei Menschen alle der Reihe nach umarmt und abgeküßt . . . wenn das möglich gewesen wäre.

Als Reinhold Buchenau sich darauf kurz nach acht Uhr auf den Weg ins Hotel machte, schloß sie sich ihm an, um ihn ein Stück Weges zu begleiten. Mit ein paar provisorischen Stichen befestigte sie den Pelz auf dem Mantelkragen, zog den Mantel an und kuschelte das Gesicht in die weichen Zotten. Streifte die neuen Handschuhe an, die vorzüglich paßten.

So reich beschenkt kam sie sich vor wie nie in ihrem Leben.

Er bot ihr den Arm. Lachend, fröhlich schob sie ihre Hand darunter.

Im Gleichschritt gingen sie die Lindenstraße hinunter. Mit all den andern Menschen, die um diese Zeit an ihre Arbeitsstätten eilten.

Bis fast zum Hotel begleitete sie ihn und wanderte dann allein zurück. In sich das wundervolle aufrauschende Klingen und Wissen um eine unversiegliche Freude.

Der Arbeitstag von zehn bis sechs Uhr verging wie

im Fluge. Am Abend saßen sie dann wieder zusammen in dem Wohnzimmer. Nur Apelt fehlte. Er war im Dienst.

Frau Apelt spielte das Largo. Helga und Reinhold saßen einander gegenüber, manchmal trafen sich ihre Blicke, und regelmäßig erschien dabei ein Lächeln um beider Lippen.

Bis er sich herüberbeugte zu ihr und leise fragte:

„Wollen Sie nicht auch wieder einmal etwas spielen und singen, Fräulein Helga? Sie wissen doch, was ich gern hören möchte —"

„Das Lieblingslied meines Vaters?"

„Ja!"

Sie hatte es ihm früher vorgesungen. Es gefiel ihm so sehr, daß sie es von Zeit zu Zeit immer wieder hören lassen mußte.

Sie nahm vor dem Klavier Platz. Leise glitten ihre Finger über die Tasten, eine weiche, innige Melodie quoll unter ihren Händen hervor, klang auf wie ein zag verhaltenes Fühlen, erst aus innersten Tiefen, gewann an Fülle und schwang wieder von inbrunstseligem Wissen, getragen von einer ganz, ganz fernen verborgenen Schwermut.

Ihr war selbst, während sie es spielte, als gehe etwas Heiliges, Unsagbares durchs Zimmer. Und sanft, wie suchend noch, kamen die ersten Worte des wundervollen Eichackerschen Liedes von ihren Lippen —

„Du bist das Lied, das mir mein Leben sang —
Aus Traumestiefen stieg dein voller Klang,
Wie eine langersehnte Melodie
Erstandest du . . . Vernahm ich dich auch nie,
Du warst mir traut, als kaum ein Ton erschallt,
Es zog mit fort des Wohllauts Allgewalt!"

Die Klänge aus dem Instrument schwollen an und formten sich zu süßer Harmonie. Wichen mählich zurück und gaben wieder der menschlichen Stimme Raum, die zart einsetzte und dann wie jubelnd aufrauschte, sich an den Tönen emporrankte in glaubensvollem Erfassen des Schönsten, Erhabensten:

„Ich lauschte dir wohl schon ein Leben lang —
Nun hör ich dich in jedem Glockenklang,
Nun schau ich dich in jedem Baum und Strauch,
Ich atme dich in jedem Windeshauch,
Mein ganzes Leben wandert mit dir fort
Und klingt mit dir zu jubelndem Akkord!"

Und das Jubeln und das Wissen und das Glück der Worte fand sich noch einmal zusammen zu einem aus heißtiefem Herzen dringenden Ausklingen, zu einem ahnungssüßen Festhalten alles dessen, was es besaß:

„Du bist das Lied, das mir mein Leben sang,
Das noch beseligt, wenn es längst verklang —"

Wie ein Hauch zitterte es nach, wie ein leise keimendes Beben um ein Verlierenkönnen: Das noch beseligt, wenn es längst verklang —

Es war still. Als Helga Wendhus sich umwandte, sah sie Reinhold Buchenau weit vorgebeugt, mit zwischen den Knien gefalteten Händen sitzen, den Blick zu Boden gerichtet, wie ganz fern mit seinem Sinnen.

Dann richtete er sich auf. Und in seiner Stimme war ein fremder Laut, der nicht zu wissen schien, wohin:

„Der Mann, der das schrieb, muß ein glücklicher Mann sein und ein guter! Ihm offenbarte sich, was das Leben an Schönstem zu vergeben hat. Aus jedem Worte fühlt man heraus, daß er in einem alles fand und aus diesem Reichtum schöpft, alles Menschliche zu umfassen und zu lieben!"

Sie nickte leise. Und wie unter einem Zwang nahm er ihre beide Hände und drückte seine Lippen darauf. Helga fühlte, wie heiß und trocken sein Mund war, fühlte einen warmen Strom in ihren Leib rinnen und einen heimlichen Schauer unfaßlichen Empfindens auslösen.

Er ließ sie los und stand auf. Strich mit der Hand über sein Haar, trat an das Klavier und bat sie, noch etwas anderes zu spielen. Etwas Frohes, Heiteres — damit man nicht vergesse, daß ja heute ihr Geburtstag sei —

Man merkte, daß Weihnachten nahe war. Die Läden strahlten in reichem, buntem, vieltausendfältigem Glanz. Und wenn man in die Gesichter der Menschen sah, glaubte man etwas Erwartungsfrohes zu erkennen.

Etwas Erwartungsfrohes, wie es auch in Helga Wendhus auflebte. Seit Tagen schon beschäftigte sie sich in Gedanken damit, was sie wohl den drei, die ihr an ihrem Geburtstag eine so große Freude bereitet hatten, schenken könne. Und dies Suchen nach Passendem hatte einen neuen, eigenartigen, ungekannten Reiz. Mit stillem Lauschen, stummen Fragen umlauerte sie Buchenau und das Ehepaar Apelt, um vielleicht durch irgend ein Wort, eine Gebärde ihre geheimen Wünsche zu erraten. Wanderte durch die Straßen und die Warenhäuser, um irgend etwas zu finden.

Geld hatte sie in Hülle und Fülle! Außer den neunzig Mark Gehalt erhielt sie oft von freigebigen Gästen Trinkgelder, deren Annahme erst Unbehagen weckte, bis ihr Buchenau einmal sagte, daß das ja keine Gnadenbeweise oder Geschenke seien, sondern verdientes Geld wie das andere. Verdient durch ihre Höflichkeit, Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit.

Endlich glaubte sie das Richtige gefunden zu haben. Für Apelt kaufte sie eine Zigarrentasche, in deren Leder sie seine Initialien einpressen ließ, für die Frau ein Paar warme weiche Kamelhaarschuhe, da sie bemerkt hatte, daß die alten nicht mehr ganz formgerecht waren.

Arges Kopfzerbrechen bereitete ihr Reinhold Buchenau. Bis sie eines Tages im Laden eine wunderbar gemusterte Krawatte sah, die sie impulsiv kaufte. Aber das dünkte sie nicht genug. Er mußte noch etwas Besonderes, etwas ganz Persönliches haben. Sie dachte an ein Buch. Suchte lange unter einer riesigen Auswahl, bis ihr eins in die Hände fiel, das ihr geeignet erschien. Ja, sie glaubte, damit sogar eine ganz besonders gute Wahl getan zu haben, deutete doch der Titel auf die Behandlung eines Themas, über das sie oft mit ihm gesprochen, mußte ihm doch der Name des Verfassers lieb sein, weil er derselbe war, dessen Lied er so gern hörte. Es war Eichackers „Menschen in Not."

Am Tage vor Heiligabend brachte ihr Reinhold Buchenau ein kleines Tannenbäumchen. Das wollte sie in ihrem Zimmer aufstellen, um auch hier einen Duft von Weihnacht um sich zu haben.

Während sie es schmückte mit glitzernden Wattehäuschen und flimmernder Lametta, drängte sich ihr wieder ein Vergleich auf. Das Weihnachtsfest des vorigen Jahres. Im Salon ein riesiger Baum, über und über behängt mit Flitterkram, besteckt mit ungezählten elektrischen Kerzen. Keine Hand hatte sie daran gerührt, alles den Mädchen überlassen. Die Bescherung des Dienstpersonals war zwar von etwas Freude getragen . . . aber die unruhige, frohe Erwartung, die sie heute beseelte, war ihr doch fremd geblieben.

Sie fühlte es deutlicher denn je: es gab ein Glück, das ganz unabhängig von Haben und Nichthaben ist, ein Glück, das nur von innen herausstrahlt und den ganzen Menschen trägt und durchsonnt!

(Fortsetzung folgt.)

Mondnacht.

Der blasse Gast zwischen den Wolkenballen
Entflammt den düsteren Brand am Saum der Berge,
Mit weißer Stirn steht er, ein bleicher Ferge,
Am Horizont und lenkt die Silbersärge
Hohen Gewölkes: trauliche Vasallen.

Sie wandern zum Gesang bestrahlter Flur
Einige Straße unter den Gestirnen,
Sie sind der Träume süß-erhabene Spur
Sie bergen Sehnsucht und Vergessen nur [Firnen.
Und rasten — schimmernder Smaragd — auf goldenen

Und dich ergreift der stillen Nacht Magie
— Selbst flüchtiger Gast du eherner Gezeiten —;
Es stimmt dein Herz in diese Melodie,
Und deine Seele, die nach Frieden schrie,
Will, traumumsponnen, mit den Särgen gleiten.

Alfred Hof.

Juwelen und Herzen.

Von **Lukas Kundt.**

Der modrige Duft der welken Blumen, der abgestandene Rauch einer verglimmenden Zigarette, der seltsam hellrote Nachthimmel, die schwarzen hohen Telegraphenmasten und die monotone Racktacktackmusik des dahinbrausenden Expreßzuges, das alles, was ihr früher einmal Sammlung, Sich-Finden, Anspannung letzter Energien gegeben hat, bedrückt und ängstigt sie jetzt. Schon lichtet sich der vorbeifliegende Wald, schon tauchen Schrebergärten und Laubenkolonien auf, im Durchgang des Expreß européen stehen schon die Reisenden mit ihren Handgepäckstücken, voreilige Speisewagenkellner holen schon die leeren Gläser und Flaschen aus den Abteilen. Die Lokomotive zischt. Ja, man ist bald am Ziel.

Es gibt für die schmalschultrige, blaßhäutige Frau im schiefergrauen Reisekostüm kein Ziel. Bis jetzt hat ihr ganzes Leben aus Stationen bestanden, Stationen, die man passiert, Häfen, die man anläuft, Hotelhallen, vollgepfropft mit Sammelserien fremder glatter Menschen, Bahnhofshallen, wie jene, in die der Zug eben einfährt.

Wie sie so scheu und fast schutzbedürftig auf dem menschenüberwimmelten Bahnsteig steht, wie sie das schmale Köpfchen in das weiche Fell des Blaufuchses schmiegt, wie die langbewimperten Lider müde über die Augen, diesen kalten, abwehrenden, eisiges Feuer sprühenden Augen, gesenkt sind, glaubt man ihr nicht, daß ... daß sie Syl ist, Sylvia Branklett, die in dieser Maske eines „schutzbedürftigen Fräuleins" die Metropolen brandschatzt.

Als sie eben das Privatauto, das die rührige Hoteldirektion ihrer treuen Kundin zum Bahnhof geschickt hat, besteigen will, ist plötzlich jemand neben ihr, so dicht, daß sie seinen Herzschlag fühlt, so nahe, daß die Larve von ihrem Gesicht schwindet und ihre kalten, bosheitsprühenden Augen ihn anfunkeln. „Spät, mein Lieber, etwas verspätet, wie mir scheint?!" sagt sie zwischen den Zähnen. Und sie fühlt ihn unter diesem Blick und unter diesen Worten zusammenzucken. Aber dann sitzt er neben ihr im Fond des Wagens, dann gibt der Chauffeur Gas. Syl hat sich wieder in der Gewalt.

Sie weiß: solch eine Blöße darf sie sich nie mehr geben! Sie weiß: der Junge da neben ihr, der reiche verwöhnte Junge, dieser Sohn einer Lordship, die irgendwo auf dem Lande märchenhafte Ländereien hat, darf nicht merken, wieviel ihr an ihm liegt, welche Sehnsucht sie jetzt eben wieder nach einem Leben mit einem Ziel, nach Ruhe, nach Stille, Heimat — Glück empfindet, wie müde sie in diesen Augenblicken des ewigen Hazards ist, des Glücksspiels, das ihr ein süßes Narkotikum geworden ist und das die internationalen Polizeibehörden „Verbrechen" zu nennen belieben!

Das Auto hält. Ein Page bringt mit seiner ganzen Körperkraft die Drehtür in Bewegung.

In der toten, gleichsam hohläugigen, ausgestorbenen Halle des Luxushotels muß Syl die Entscheidung treffen. Jetzt wird sie sich die Larve herabreißen, die naive, die nichts von der Schlechtigkeit der Welt ahnende Larve. Gleich wird sie vor ihm stehen, nicht mehr hilfebrauchend, nicht mehr schutzsuchend, sondern so, wie sie tatsächlich ist, fordernd, herrschsüchtig, sprungbereit wie eine Pantherkatze, geladen mit den Energien der Jugend, mit den Instinkten des Verbrechens, so wie sie nur sie selbst sich kennt!

Aber auch der junge Mann, mit dem sie nichts verbindet als der Überschwang der Jugend, als eine kleine törichte Sportkameradschaft an Bord eines Ostindiendampfers, weiß, daß sie vor der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens steht. Es ist alles so gekommen, wie es kommen mußte: damals nach dem großangelegten Smaragdendiebstahl in der Villa des Antwerpener Diamantenschleifers Doorholm, ist er, der junge Privatdetektiv, allein auf die Idee gekommen, dieser Diebstahl könnte nicht von einer Kolonne, von einer internationalen Bande, sondern von derselben kleinen, schmalen, gepflegten Hand, die er, nur er, seit einer ähnlichen Affäre zu Paris verdächtigt, ausgeführt worden sein. Von Syl, deren wahren Tonfall, deren erschreckend kalte Augen er vorhin bei seiner wohlberechtigten Überrumpelung auf dem Bahnhof wahrgenommen hat. So schiffte auch er sich auf dem Ostindiendampfer ein, auf dem die schmalhüftige, schlichte, elegante Frau erst drei Tage nach dem Diebstahl einen Platz belegte ...

Werner Werren, der junge Detektiv, beobachtet Sylvia, die ruhig, ein schönes Lächeln um den Mund, den Mokka trinkt und den Rauch einer Zigarette durch die Nüstern stößt. Ganz wohl ist ihm nicht dabei zumute, daß er diese Frau im Auftrage von fünfzehn Polizeibehörden verhaften soll. Nur er ist im Besitze untrüglicher Gewißheit, daß Syl es ist, die die großen aufsehenerregenden Diebstähle der letzten Zeit auf dem Gewissen hat.

„So still, mein Freund?" kommt es von drüben. „Sie scheinen frühmorgens kein guter Gesellschafter zu sein! Wohnen Sie auch in diesem Hotel? Wie lange haben wir uns schon nicht gesehen?"

Mechanisch kommen die Worte von ihren Lippen.

Da reißt er sich zusammen. Da spricht er, und fühlt wiederum ihren Blick, weiß plötzlich, daß diese Frau nichts von der Gefahr ahnt, in der sie schwebt, weil der Instinkt des liebenden Weibgeschöpfes die Instinkte des gehetzten Freiwilds übertönt. Er spricht.

Aber Sylvia hört nicht seine Worte. Sie saugt den Klang seiner Stimme in sich hinein, sie ertrinkt in der Ruhe, in der Stille dieser Halle, hat keinen Gedanken für ihren Vorsatz, mit dem sie hergekommen ist, zu wählen zwischen den Kronjuwelen des Mijnheer von Poulten und den Pfundnoten dieses jungen Lords. Jetzt bleibt ihr eine andere, schwerere Wahl, eine andere, schwerere Entscheidung zwischen den Juwelen des dicken Holländers und dem Herzen des Mannes, der da ihr gegenübersitzt und von seiner Liebe spricht ... Spricht er von Liebe? Von seiner Liebe, von ihrer Ruhe, ihrer Zuflucht nach diesem Leben ohne Ziel, zwischen Stationen? Ein Wort trifft sie plötzlich hart und reißt sie jäh empor: „Kollegin!!"

Ja, er hat „Kollegin" gesagt, er sagt, er hat sie durchschaut, denn er ist ein Kollege, er klappert die Metropolen ab, sein Spezialgebiet ist allerdings anders geartet als das ihre, sie machen sich also keine Konkurrenz, sie sollten sich zusammenschmeißen, sie sollten doch zusammenarbeiten, das wäre doch lohnender für beide Teile, natürlich jeder auf seinem Gebiet, versteht sich!

Ganz harmlos sagt Werner Werren das, er hat sich sehr in der Gewalt, als er nun nach Absolvierung seiner Rolle als englischer Lorderbe, in der er Sylvia Branklett als lange gesuchte Verbrecherin entlarven wollte, die Rolle des Hochstaplers Erich Fabinka übernimmt, um die Liebe dieser Frau da zu einem ihm nicht ganz unbekannten Dritten, dem Privatdetektiv Werner Werren zu prüfen. Denn dies weiß er: legt sie jetzt die Larve ab, zeigt sie ihm jetzt ihr wahres Gesicht, gesteht sie jetzt, dann galt ihre Liebe nicht seinen vermeintlichen Schlössern und Vermögen, sondern dem Menschen, der Werner Werren heißt.

Es ist ganz seltsam: keine Larve fällt, kein Blick, kein Wort von ihr erinnert an die Szene am Bahnhof, sie ist ganz ruhig, die kleine Sylvia in ihrem schiefergrauen Reisekostüm. Aus dem Blaufuchs ragt das feine Köpfchen, das abwesende, immer ein wenig zu schmerzliche, entsagende Lächeln liegt um den koralligen Mund. Und nun steht sie auf und läßt ihn sitzen ...

Er sieht sie zum Portier gehen, sieht, daß sie sich ihren Zimmerschlüssel geben läßt. Dann geht sie zum Lift. Und sekundenlang starrt sie an ihm vorbei, durch ihn hindurch .....

Da ist seine Entschlußkraft plötzlich gelähmt, sein detektivischer Spürsinn versagt. Wenn er sich nun geirrt hat, wenn alle die monatelang aufgespeicherten Verdachtsmomente wertlos sind, wenn er eine falsche Spur verfolgt hat, was dann?

Allmählich belebt sich die Halle. Gespräche schwirren. Koffer werden gebracht und geholt. Menschen kommen und gehen.

Und dann ist sie wieder da. Dann ist sie wieder in der Halle und verhandelt mit dem Portier, dem sie den Zimmerschlüssel zurückgibt, verhandelt mit dem geschäftsführenden Direktor. Hausdiener schleppen ihr Gepäck wieder hinaus auf die Straße. Und Syl geht mit ruhigen Schritten aus der Halle.

Werner Werren stürzt zur Anmeldeloge. „Was ist ..." sagt er mühsam sich beherrschend, „was ist mit der Dame geschehen. Verläßt sie ihr Hotel ...?" Der Portier setzt seine eisigste Miene auf. Jetzt endlich glaubt er den wahren Grund der plötzlichen Abreise der Miß Branklett zu kennen, die, vor einer Stunde gekommen, unter einem Vorwand das Hotel verläßt. Dieser unverschämte Mensch, der zwar auch im Hotel wohnt, hat sie belästigt, er wird ihn auf alle Fälle dem Hoteldetektiv zur Beobachtung empfehlen.

Werner Werren läßt sich seinen Zimmerschlüssel geben. Er stürmt die Treppe hinauf zu seinem Zimmer. Und dann weiß er auf einmal alles, alles ...

Der große Koffer, in dem er seine Geldtasche aufbewahrt, ist erbrochen. Präzise, exakte Arbeit. Und auf dem Bett liegt ein Brief. Er öffnet ihn, er ist von Syl. Sie schreibt:

„Mein armer Kleiner! Ich bin „versehentlich" hier eingedrungen. Verzeih!

Mein armer Kleiner! Ich habe Dein Geld in Verwahrung genommen, damit Du nicht auf schlechte Gedanken kommst! Damit Du aber nicht denkst, das sei die Rache einer enttäuschten Frau, die sich schon als Herrin über eine Lordschaft sah, merke Dir dies: Wenn ich die Wahl habe zwischen einem miserablen Detektiv, einem erbarmungswürdigen Hochstapler und einem leicht zu rupfenden Opfer, so pflege ich mich für das letzte zu entscheiden! Syl."

Alte Sage.

Dem Persischen nacherzählt.

Von **Waldemar Bonsels.**

Im fernen Asien lebte vor vielen tausend Jahren ein Zauberer, der es verstand die Künste seiner dunkeln Seele vor allem Volk zu verbergen. Wohl schwebten über seiner ärmlichen Hütte, die in der Nähe des königlichen Palastes lag, die Wolken böser Gerüchte und viele fürchteten sich vor seiner gebeugten graubärtigen Erscheinung, aber man wußte

wenig über sein Tun und Treiben. Man erzählte, daß sonderbar befiederte, bunte Vögel zuweilen in seinen Fenstern ein- und ausflogen, wie Boten geheimnisvoller Nachrichten, und daß wunderbar blühende Blumen in Totenschädeln in seinem Garten wuchsen, deren geöffneten Kelchen zur Nacht kleine elfenartige Wesen entstiegen, die traurig im Mond tanzten. Einige wollten wissen, daß vor Jahren ein Mädchen, ein schönes und liebliches Kind, sein Haus betreten hätte, und daß bald darauf ein großer bunter Falter aus dem geöffneten Fenster geflattert wäre, das Mägdlein ward niemals mehr gefunden. Andere wieder wollten beobachtet haben, daß in Neumondnächten stille blaue Flammen auf dem Dachfirst brannten, grell und ohne Wärme, aber geisterhaft leuchtend und von nie gesehener Farbe.

Eines Tages geschah es, daß die Tochter des Königs den Park des Palastes verließ und in den Garten des Zauberers geriet, sorglos und ohne Bedenken, denn sie war noch fast ein Kind an Jahren, aber schön wie ein blühender Frühlingstag in der Sonne, und vom Volk geliebt wie ein freundlicher Gedanke oder ein trostreicher Glaube. Sie war so schön, daß selbst böse Menschen andächtig wurden, wenn sie sie erblickten und so reinen Herzens, wie der Schnee auf den Gipfeln der Berge.

Der alte Zauberer sah sie, als sie sich in seinem Garten über die sonderbaren Blumen beugte, und ihr Lächeln kam ihm wunderbarer vor, als alle seine Künste. Er trat zu ihr hinaus und lud sie ein, ihn in sein Haus zu begleiten, aber sie erschrak über den begehrlichen Blick seiner stechenden Augen, und sein einladendes Lächeln erschien ihr häßlicher als der Tod.

„Niemals!" rief sie erschrocken und wandte sich ab. Aber der Zauberer stand wieder vor ihr und jetzt funkelten seine Augen vor Gier.

„Ich will dich zum Eigentum", rief er, „komm mit mir in mein Haus!"

Die Königstochter stammelte mit blassen Lippen aber entschlossen und mutig, ein zitterndes Kind:

„Niemals! Nimmermehr!"

Da schrie der Alte ganz entstellt vor Wut:

„Hat dein Herz keine Wärme für mich, so soll deine Schönheit fortan so kalt und starr sein wie Stein. Verschmähst du meine Liebe, so sollst du tot und ein Stein sein, bis dich eine Tat erlöst, die niemand in der Welt erraten wird!"

Er hob seinen Zauberstab und die Prinzessin verwandelte sich in einen Diamanten von solcher Schönheit und so hohem Glanz, von solchem Feuer, daß keines Menschen Augen ihn anschauen konnten, ohne daß sein Glanz ihr Herz mit Entzücken, Habsucht und Gier erfüllte. Der Zauberer rief einen seiner Wundervögel herbei, der den Edelstein, der die verzauberte Prinzessin barg, in das Gemach des Königs trug. Er lachte, seiner tückischen Rache froh, so häßlich auf, daß die Blumen im Garten verwelkten, und kroch in seine Hütte zurück, denn er wußte zuversichtlich, daß nie ein Mensch erraten würde, was mit diesem Edelstein geschehen mußte, damit die Prinzessin aus ihrer Verbannung ins Leben zurückkehren konnte.

Die Trauer im Lande über die verlorene Königstochter war groß, und niemand ahnte, daß ihr Verschwinden mit dem kostbaren Edelstein zusammenhing, der im Gemach des Königs gefunden wurde, niemand ahnte, daß nach dem Fluch des Zauberers nur eine ganz bestimmte Tat das Königskind erlösen konnte, eine Handlung, die mit diesem Stein von eines Menschen Hand vorgenommen werden mußte.

Der Stein wanderte in die Schatzkammer des Königs, nach vielen Jahren trug ihn ein Prinz am Knauf seines Schwertes. Man erzählt, daß er viel später Räubern in die Hände fiel und lange als verloren galt. Später tauchte er in Indien auf und ging unter Händlern von Hand zu Hand, er ward begehrt und bewundert wie kein anderer Stein, es war als trauerte heimlich in seinem Glanz das Leid und die Sehnsucht der gefesselten jungen Seele. Was immer mit ihm geschah oder vorgenommen wurde, nie geschah das Rechte, das Einzige, das nach dem Zauberwort des bösen Alten, der längst gestorben war, den Bannspruch löste. Es schien den Willen, den sonderbaren Entschluß auf der Erde der Menschen nicht zu geben, der Freiheit mit sich brachte.

Und doch geschah eines Tages das Wunder, daß ein Mensch, mit dem herrlichen Stein das Eine, das Unfaßbare vornahm, das die Erlösung mit sich brachte. Es trug sich so zu, daß ein reicher Kaufmann, der in den Besitz des Steines gelangt war, auf der Straße von Räubern überfallen wurde, er barg den kostbaren Schatz rasch am Wegrand ins Gras, als die Gefahr herannahte, in der Hoffnung, er könnte sein Leben retten und später sein Eigentum wiedergewinnen, jedoch er wurde erschlagen und beraubt, und der kostbare Stein blieb unbeobachtet am Wege liegen.

Bald darauf zog an einem Frühlingsmorgen singend ein junger Wanderbursche die Straße entlang, das Licht der Sonne in den klaren Augen und das Herz von nichts erfüllt als von Lebensglauben und aller Hoffnung auf sein innerlichstes Glück. Seine sorglose Jugend füllte ihn wie ein Strom von Licht und Freude, Daseinsliebe und Lebensseligkeit. Es gab nichts in Gottes freier Welt, das nicht ihm gehörte, nichts, das er sich wünschte, als immerdar so leicht und froh, so unbeschwert und glücklich Gottes hellen Lebensgarten durchwandern zu dürfen. Da sah er am Wegrand einen farbigen Blitz aufleuchten und fand den Edelstein. Er staunte und erschrak und sein Herz erstarrte, als nahte ihm mit diesem Gefunkel Satans Reich des vergänglichen Besitzes, der bösen Gier, der Sorge und der irdischen Bedrängnisse. Ihm war als sänke ihm unter diesem zornigen Glanz alles Licht aus der Seele und rasch entschlossen ergriff er den Stein und — — — — warf ihn fort!

Da hörte er einen leise auffjauchzenden Ton von trauriger Süßigkeit und glaubte zu träumen als vor ihm am Wiesenrand, in den Blumen, im Schein der Morgensonne ein Mägdlein stand.

Hier endet die alte Sage von der Freiheit der Seele und von jenem Sinn des Herzens, der sie den Menschen erschafft.

Die Bettelnden.

Skizze von **Luhsün.**

Diese kleine Prosaskizze des christlichen Dichters Luhsün stammt aus dem Jahr 1924 und bildet also einen Beitrag zur modernen chinesischen Literatur.

Ich schreite an einer bröckligen hohen Mauer entlang und trete auf lockeren Staub. Außer mir gehen noch einige Menschen — jeder für sich — ihres Weges dahin. Ein leiser Wind weht. Über meinem Kopfe schwanken die noch unverwelkten Blätter, die Zweige und Äste von hohen Bäumen, die über die Mauer ragen.

Ein leiser Wind weht. Überall ist Staub.

Ein Kind bettelt mich an. Es trägt gleich mir ein gefüttertes Kleid und macht gar keinen betrübten Eindruck; es hält mich auf, indem es sich mit der Stirn auf den Boden wirft, und dringt mit klagenden Rufen auf mich ein.

Ich verabscheue seine Stimme, sein Gebaren. Ich ärgere mich, daß es durchaus keinen betrübten Eindruck macht, und daß sein Betragen fast einem Kinderspiel ähnelt. Die klagenden Rufe, mit denen es auf mich eindringt, fallen mir lästig.

Ich schreite weiter. Außer mir gehen noch einige Menschen — jeder für sich — ihres Weges dahin. Ein leiser Wind weht. Überall ist Staub.

Wieder bettelt mich ein Kind an. Wieder trägt es gleich mir ein gefüttertes Kleid; wieder macht es gar keinen traurigen Eindruck; aber es ist stumm; es hält mir die Hand her und macht Gesten.

Ich verabscheue diese Handbewegungen. Außerdem ist das Kind vielleicht überhaupt nicht stumm, sondern sein Stummsein ist nur ein Bettelkniff.

Ich gebe nichts; ich habe kein freigebiges Herz; ich gehöre nicht zu den Freigebigen. Ich schenke Ärger, Mißtrauen und Abscheu.

Ich schreite an einer verfallenen Lehmmauer entlang. In einer Mauerlücke sind Backsteinbrocken aufgehäuft; innerhalb der Mauer ist nichts vorhanden. Ein leiser Wind weht und bringt herbstliche Kühle mit, die mein gefüttertes Kleid durchdringt. Überall ist Staub.

Ich sinne darüber nach, auf welche Art und Weise ich betteln würde: welche Art von Tönen würde ich verwenden, wenn ich meine Stimme hören ließe? Was für Gesten würde ich machen, wenn ich stumm bliebe? . . .

Außer mir gehen noch einige Menschen — jeder für sich — ihres Weges dahin.

Ich würde kein Almosen erhalten, ich würde kein freigebiges Herz finden. Ich würde Ärger, Mißtrauen und Abscheu von denjenigen erhalten, die nicht zu den Freigebigen gehören.

Ich würde betteln, ohne überhaupt irgend etwas zu tun; ich würde ganz und gar schweigen . . .

So würde ich wenigstens das reine Nichts bekommen.

Ein leiser Wind weht. Überall ist Staub. Außer mir gehen noch einige Menschen — jeder für sich — ihres Weges dahin.

Staub, Staub . . .

. . . . . Staub . . . . .

(Aus dem Chinesischen zum erstenmal übertragen von Hans Reef, Bonn.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.